



Einmal im Frühling. Elvira Suprunenko

in: Korobowa, V. (2005): "Wir haben es überlebt ... Erinnerungen an die Blockade von deutschstämmigen Kindern." Sankt Petersburg, S. 7-10.

Elvira Suprunenko, geborene Traber, wurde 1935 in Leningrad geboren und beendete die Leningrader Bergbauhochschule. Ihre Mutter ist Russin, ihr Vater, Johann Traber, ist Deutscher, ein Sohn Michael Trabers (gefallen im Krieg 1914) und ein Enkel des deutschen Bauern Johann Steinmiller aus der deutschen Kolonie in Staraja Russa (Nowgoroder Gebiet), dessen Vorfahren im 18. Jahrhundert nach Russland übersiedelten.

Elviras Vater wurde als Deutscher nach Sibirien, ins Altaj Gebiet verbannt und erst nach Stalins Tod rehabilitiert. Er lebt in Nowgorod. Elvira hat eine Tochter, einen Enkel und eine Enkelin. Sie ist als Ingenieurin für Geophysik am Forschungsinstitut für Geologie tätig.

Vor einigen Jahren geriet ich an einem hellen Frühlingsabend zufällig in den Narvski-Stadtbezirk Leningrads: enge Gassen, niedrige, hell angestrichene Häuser, umringt von üppig blühenden Faulbeerbäumen. Die Häuser waren, wie auch in anderen Stadtbezirken, von deutschen Kriegsgefangenen in den vierziger Jahren gebaut worden – eine geringe Entschädigung für die total zerstörte Stadt.

Es war still und menschenleer. Plötzlich kamen aus einer Gasse zwei imposante grauhaarige Ausländer, behängt mit Kameras. Die beiden Herren waren offenbar aufgeregt. Impulsiv näherte ich mich ihnen, ohne daran zu denken, ob ich mich mit ihnen verständigen könnte. Ich nickte ihnen zu, sie freuten sich sehr, grüßten mich: „Guten Abend!“ und sprachen noch aufgeregter und sehr schnell Deutsch. Sie versuchten, mir etwas zu erklären und zeigten dabei auf die naheliegenden dreistöckigen Häuser. Zu meiner Blamage sprach ich nicht gut genug Deutsch. Doch ihre Aufregung übertrug sich auf mich, und irgendwie verstand ich, dass sie über die längst vergangenen Kriegstage und ihre Bauarbeiten als Kriegsgefangene erzählten. Nach vielen Jahren wollten sie den Ort ihrer bitteren Gefangenschaft besuchen. Und es war ihnen nicht möglich, die ihnen einst vertraute Gegend sofort zu erkennen. Mein freundliches, verständnisvolles Lächeln schien ihnen zu gefallen und sie erzählten impulsiv weiter. Meine Gedanken flogen aber zurück in den Frühling 1945 mit dem gleichen berausenden bittersüßen Duft blühender Faulbeerbäume vor unserer Schule auf der Wassili-Insel.

Jener Frühling erscheint vor meinem inneren Auge immer in grellen Farben und sonnig, ja fast glücklich. Viele Menschen waren wieder freundlich und lachten gern, denn die von der Hungersnot geprägte, kalte Blockadezeit war vorbei.

Zwar hungerten wir auch noch 1945, aber es war ganz anders, nicht so schlimm wie während der Blockade. Wir Erstklässler lebten lustig und recht gut. Überall fanden sich Berge von Gasmasken, mit denen wir wunderbar spielen konnten.

Der Smolenskoje Friedhof, unser zweites Zuhause, grünte, blühte und war erfüllt von Vogelgezwitscher. Hier spielten wir, machten Hausaufgaben und fanden etwas Essbares.

Zuerst aßen wir Brennesseln und Sauerampfer, im Sommer fanden wir Himbeeren an den alten Gräbern, im Herbst sammelten wir große Mengen Hallimasch-Pilze, die dann in unseren Mehrfamilienwohnungen gebraten wurden. Besonders lecker schmeckten uns Ölkuchen aus Sonnenblumenkernen. Ich weiß nicht mehr, woher wir sie bekamen, aber alle in der Schule kauten daran. Denn, was uns von den Eltern mitgegeben wurde, reichte uns nicht. Ich war sehr abgemagert und bekam in der Schule zusätzliche Nahrung – eine Tasse gedünstetes Sauerkraut, von uns „dicke Suppe“ genannt. Es schmeckte ganz toll, wenn ich es mit Freundinnen nach der Schule auf dem Friedhof aß. Unsere Mädchenschule befand sich auf der 14. Linie der Wassili-Insel. Wenn die Schule aus war, sahen wir eine bewachte Kolonne deutscher Kriegsgefangener durch die Straße gehen. Wie lange es dauerte, weiß ich nicht mehr. Die Deutschen müssen irgendwo in der Nähe etwas gebaut oder wiederaufgebaut haben. Für uns Kinder war es ein Erlebnis. Wir verließen die Schule nicht gleich nach dem Unterricht, sondern warteten, bis jemand rief: „Die Fritzen kommen!“ Dann liefen wir auf die Straße und sahen uns neugierig lumpig gekleidete Menschen an, die mit gesenkten Köpfen vorbeigingen. Viele waren schon betagt, so schien es uns wenigstens, manche hinkten. Ab und zu warfen sie lange Blicke auf uns, und wir verstummten gleich.

Niemand von uns machte sich über die Deutschen lustig, ich denke, weil es unter uns keine Jungen gab. So stand ich eines Tages wie gewöhnlich da, wie immer hungrig an einem Stück Ölkuchen kauend, in Erwartung der nahenden Kolonne von Gefangenen. Als die Deutschen an mir vorbeigingen, fing ich den bittenden Blick eines Mannes auf. Ich lief schnell zu ihm und reichte ihm meinen Ölkuchen. Er riss ihn mir fast aus der Hand. Der Wächter tat so, als wäre nichts geschehen. Ich konnte mich danach kaum an sein Gesicht erinnern, nur seine großen grauen Augen prägten sich mir ein. Und ich war fest entschlossen, ihm oder einem anderen Gefangenen bereits am nächsten Tag mein Frühstück von zu Hause abzugeben. Ungeduldig wartete ich auf die Ankunft der Gefangenen. Zu Hause wusste natürlich niemand etwas davon. Das war meine persönliche Angelegenheit. Aus einer Entfernung von ein paar Schritten erkannte ich `meinen´ Deutschen. Auch er schien mich mit den Augen zu suchen. Ich wartete nicht ab, bis die Kolonne näher kam, ich stürzte zu ihm und drückte ihm meine Tüte in die Hand. Diesmal sagte er etwas auf Russisch, vielleicht «Спасибо», und wollte mir über den Kopf streicheln, doch ich rannte vor ihm wie ein wildes Tier davon.

Von da an wurde es zu meiner Aufgabe, den Gefangenen etwas zu essen zu geben. Ich war nicht allein. Auch andere Mädchen taten es. Die Gefangenen müssen halb verhungert gewesen sein, darum erlaubten uns wohl die Wächter, ihnen Essen zu geben. Ich suchte jedes Mal `meinen´ Deutschen. Wir sprachen kurz miteinander, solange ich ein paar Schritte

neben ihm her lief. So nannte er eines Tages seinen Namen. Ich weiß noch, er hieß Richard. Als Dankeschön schenkten uns die Deutschen selbstgebasteltes Spielzeug aus Holz. Selbstverständlich habe ich viele Einzelheiten aus dieser Zeit vergessen. Aber ich erinnere mich ganz genau an unsere Gefühle von damals. Merkwürdigerweise waren wir im Inneren stolz darauf, dass wir den Deutschen zu essen gaben. Wir prahlten damit nicht, denn wir wussten ja: es war nicht üblich, dem Feind gegenüber gütig zu sein. Mir fiel dabei nicht einmal ein, dass mein Vater auch Deutscher war und deswegen in weite Ferne verbannt worden war. Ich wusste damals nicht einmal, wo er war. Meine Familie wurde erstaunlicherweise nicht verfolgt, doch wir hatten immer Angst, und ich verheimlichte den richtigen Namen meines Vaters. So wurde Johann zu Iwan. Jetzt bedauere ich es sehr, aber damals lebte ich in großer Angst.

Ja, wir hatten Mitgefühl für die Gefangenen. Die besiegten Deutschen, die Faschisten, wie wir sie nannten, in lumpigen Kleidern, hungrig und niedergeschlagen, machten uns nicht mehr Angst, sie taten uns leid. Es schmerzte, sie anzusehen. Wie entstand dieses Mitgefühl bei kleinen sowjetischen Kindern? Meine Freunde lachen über mich: „Es liegt an deinem deutschen Blut.“

Nein, es liegt nicht daran. Ich weiß es genau. Bei mir war es die natürliche Regung eines russischen Kindes, verstärkt durch ein unangemessen schweres Schicksal, das vorher selbst erlebte Elend und Leid.

Solange wir noch in dieser Welt sind,
solange das Gedenken noch lebt,
ihr Kinder der Erde, wir bitten:
vergesst nicht die Worte von diesem Gebet.

Bewahret den Frieden und die Ruhe-
Gott rette euch vor Elend und Schwert,
und vermeidet todbringende Schlachten:
Niederlagen und Siege haben keinen Wert.